Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1941)

Heft: 12

Artikel: Zwei kleine Beiträge zur Bündnergeschichte

Autor: Pieth, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-397130

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwei kleine Beiträge zur Bündnergeschichte

Von F. Pieth, Chur

1. Vom Namen unseres Landes.

Wer sich mit der Geschichte des Kantons Graubünden befaßt, tut gut, zunächst über die Entstehung seines Namens ins reine zu kommen; denn neben der jüngsten Namensform und ihren historischen Varianten begegnet man häufig auch noch der römischen Bezeichnung und ihren Ableitungen. Graubünden umfaßt aber nur einen kleinen Teil der einstigen römischen Provinz Rätien. Diese umschloß außer Graubünden noch die Kantone Glarus, Appenzell, Thurgau, große Teile der Kantone St. Gallen und Tessin, die Gegenden am oberen Comersee, Tirol und Vorarlberg sowie die schwäbisch-bayrische Hochebene und eine Zeitlang auch das Wallis.

In der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter kamen die Namen Churrätien, Raetia Curiensis, Curwalha, Churwalen, Churwalchen auf. Darunter verstand man im frühen Mittelalter Graubünden, Sargans, Gaster (bis Schännis), einen Teil des Toggenburgs, das st. gallische Rheintal (bis Montlingen), Vorarlberg (bis Gözis), das heutige Liechtenstein, das Vinstgau (bis Meran), also im wesentlichen das alte Bistum Chur. Für das östliche und nördliche Rätien (Tirol und die schwäbisch-bayrische Hochebene) erlosch der rätische Name früh, während er für die übrigen Teile des alten Rätien noch fortlebte, nachdem die staatliche Einheit Churrätiens längst untergegangen war.

Im 14. und 15. Jahrh. entstanden die Drei Bünde; diese schlossen sich von der Mitte des 15. Jahrh. an zum Freistaat der Drei Bünde zusammen. Erst von dieser Zeit an ist von den „dry Pünt in Churwalchen", von „Gemeynen dry Pünt" die Rede und darf genau genommen von einem bündnerischen Staatswesen und einer Bündner Geschichte gesprochen werden. In ihrer Vorliebe für das Altertum verliehen die Humanisten dem alten Namen Rätien neues Leben. Ägidius Tschudi schrieb 1538 „die uralt warhafftig Alpisch Rhetia", Campell etwas später die rätische Topographie, Franziskus Niger ein Lehrgedicht unter dem Namen „Rätia".

So sprach und schrieb man in der Folge von „alt fry Rätien", von den „Drei Bünden im Hohenrätien", eine Bezeichnung, die in verschiedenen Abarten vom 16. bis ins 18. Jahrh. sozusagen offizielle Geltung behielt und noch heute nicht erloschen ist.

Neben dem rätischen Namen „Gemeiner Drei Bünde" ging seit dem 16. Jahrh. noch ein anderer einher, der schließlich das Übergewicht erlangte. Im Schwabenkrieg hießen die Bündner bei den Tirolern die „grawen Puren". Die Innsbrucker Regierung verhandelte schon 1496 mit den „drey grawen Pünt". Seit 1521 ist in den Akten immer wieder die Rede von den „dry grawen Pünt" und den „Grawpündern". Im 17. Jahrh. wird aus den „Grauen Bünden" „Graubündten" und „Graubünden", eine Bezeichnung, die in der Literatur des 18. Jahrh. immer häufiger wiederkehrt. In der Zeit der helvetischen Republik bemühten sich die Franzosen, unser Land als „Kanton Rätien" der helvetischen Republik einzuverleiben. Die Geschichte hat seinen Anschluß an die Eidgenossenschaft gutgeheißen, aber gleichzeitig die Namensform „Graubünden" als die offizielle bestätigt.

So hat der Graue Bund schließlich unserm Land und Volk den Stempel seines Namens aufgedrückt, nicht so sehr dadurch, daß er der größte und volkreichste war und 1550 durch einen Schiedsspruch des Zehngerichtenbundes den Vorrang vor dem Gotteshausbund zuerkannt erhielt, als vielmehr dadurch, daß sich sein Name als etwas Charakteristisches leicht einprägte. Daran mag die aus der weißen und schwarzen Wolle ihrer Bergschafe gewobene Lodenkleidung der „grauen Puren" nicht ganz unbeteiligt gewesen sein.

Viel früher als im Deutschen gelangte der Name „Graubünden" in der romanischen Sprache zu einheitlicher und dauernder Geltung. Die Formen „las ligias grischas" und „ils Grischuns" sind literarisch seit dem 16. Jahrh. bezeugt, gehen aber wohl schon ins 15. Jahrh. zurück. Ins Italienische sind die Bezeichnungen „Lega Grisa", „Grigioni" schon anfangs des 16. Jahrh. aufgenommen worden, gerade so wie die Gesandten des französischen Königs schon 1499 mit den „Trois Ligues Grises" verkehrten und Frankreich seit 1525 „auprès des Grisons" eine besondere Gesandtschaft unterhielt*.

2. Geographische Gegebenheiten.

Natur und geographische Lage haben auch das politische und kulturelle Leben unseres Landes entscheidend beeinflußt. Ein

* Oechsli W., Entstehung des Namens Graubünden und Bündner, im Bündn. Monatsblatt 1916 S. 257 ff. — Poeschel E., Bündner Kunstdenkmäler I, 4 f.

scheinbares Chaos von Gebirgen durchzieht den Kanton nach allen Richtungen. Bei näherer Betrachtung der Höhenzüge und der durch sie bedingten Flußgebiete löst sich dieses Durcheinander aber in ein sinnvolles Gefüge auf. Vier europäische Ströme reichen direkt oder indirekt in das Land herein: der Rhein, die Donau, der Po und die Etsch. Der Rhein liegt mit seinem Quellgebiet und einem großen Teil seines Oberlaufes in Graubünden; der Inn führt seine Wasser der Donau, der Rambach der Etsch zu, während der Poschiavino, die Maira und Moesa dem Po zufließen. Die Talausgänge dieser Flußläufe sind die Türen zu dem Lande, das von mächtigen Gebirgskämmen, Ringmauern ähnlich, eingeschlossen ist. Nur durch diese Haupttüren, die nötigenfalls leicht geschlossen werden konnten, stand das Land mit der Außenwelt in Verbindung, denn die zahlreichen Seitentäler öffnen sich alle hinter diesen Pforten gegen die Haupttäler.

Betrachtet man die geographische Gliederung Graubündens im einzelnen, so findet man, daß das Malojagebiet um den Piz Longhin der Ausgangspunkt der meisten Tal- und Flußadern ist. Von ihm aus entwässert sich das Land nach der Nordsee, dem Schwarzen Meer und der Adria. Von den genannten europäischen Stromgebieten umfaßt dasjenige des Rheines den weitaus größten Teil, ungefähr drei Fünftel des ganzen Kantons. Der Rhein begleitet ihn längs seiner nördlichen Abdachung. Sämtliche bewohnten Nebentäler öffnen sich von rechts her, während die linke Talseite nur eine Anzahl Bergschluchten aufweist, durch welche wilde Bergbäche und Gletscherabflüsse dem Hauptfluß zueilen.

Bei Maienfeld, wo der Rhein den Kanton verläßt, befindet sich das große Haupttor Graubündens. Es ist seiner kulturellen, politischen und militärischen Bedeutung nach ein Punkt erster Ordnung. Nordwärts führt ein breites Talgelände, das man bis zum Eisenbahnbau vorwiegend über die Luziensteig betrat, in gerader Richtung zum Bodensee, nach Süd- und Mitteldeutschland. Es ist der Weg, auf dem das politische und kulturelle Leben Graubündens durch viele Jahrhunderte hindurch entscheidend bestimmt wurde. Nach Westen hatte der Rhein in uralter Zeit die von ihm später verlassene Seeztalfurche gebildet; er hatte dadurch die Verbindung des rätischen Berglandes mit der Schweiz und Westeuropa ermöglicht, ein Weg, auf dem sein geschichtliches Leben ebenfalls maßgebend beeinflußt worden ist.

Im Vorgelände von Maienfeld erscheinen alle bündnerischen

Gebirgsübergänge nach Osten und Süden wie in einem Bündel zusammengehalten. Von der Landquartmündung zweigt die Prätigauer-Unterengadiner Route ab, von Chur der Septimerweg und von Reichenau die Splügenlinie. In Bivio trennt sich von der Septimerlinie die Julierstraße, die über den Bernina- und Ofenpaß fortgesetzt wird, bei Splügen die Wegverbindung nach Chiavenna von jener über den Bernhardin, welch letztere die Voraussetzung bildete „für das Hineinwachsen des Misox in das bündnerische Staatsgefüge" (Poeschel). Die Beherrschung dieser Bergübergänge ermöglichte es den Bündnern hier wie im Bergell und Münstertal, ihre Interessensphäre weit nach Süden vorzurücken, dank auch dem Umstand, daß die Südabhänge der Alpen hier steiler sind als der nördliche Abstieg. Die Eroberung des Veltlins, Chiavennas, Bormios entsprach ganz dem Plane der Erweiterung des Vorfeldes vor der gebirgigen Ringmauer des Landes und dem Bedürfnis nach einem freien Zugang zu den fruchtbaren oberitalienischen Gegenden.

Die große Nordfurche Graubündens, das Vorderrheintal, stellt die historisch bedeutsame Längsverbindung mit dem Wallis her.

Von Martinsbruck nach Maloja erstreckt sich das Inntal, die Diagonalverbindung durch den östlichen Teil Graubündens. Sie hätte sich ihrer natürlichen Beschaffenheit nach geeignet zu einer Transitlinie zwischen Österreich und Italien. Sie wurde als solche dann freilich überflügelt durch die günstigere Route durch das Vinstgau an die Adria. Von weittragender Wirkung aber war es, daß sich aus dem Engadiner Korridor zwei Ausgänge zum Vinstgauer Weg öffneten: der Reschen- und der Ofenpaß. Auf diese Verbindungen stützte sich die Einbeziehung des Etschgebietes in die römische Provinz Rätien und die spätere, kulturell für Graubünden noch bedeutsamere Angliederung des Vinstgaus an das Bistum Chur. Churrätien rückte so in die Nähe der adriatischen Kulturzone, aus der es in der Folge mannigfache kulturelle Bereicherung erfuhr.

Die starke natürliche Gliederung Graubündens in die vielen kleineren und größeren Talschaften, die durch hohe Gebirgszüge voneinander getrennt, bloß durch unwegsame Gebirgspässe verbunden waren und sich nur im Innern des Landes durch enge Türen gegen die Haupttäler öffneten, ermöglichte es diesen Tälern, durch viele Jahrhunderte hindurch ein politisches und kulturelles Sonderleben zu führen. Dieses erfuhr eine weitere Differen-

zierung dadurch, daß die Täler teilweise durch den Alpenkamm voneinander getrennt sind und daß die Siedelungen sich stufenweise von einer Höhe von 300 m bis zu 1900 m über Meer erheben. So wies die zu verschiedenen Zeiten in Graubünden eingewanderte Bevölkerung nach Herkunft, Sitte, Sprache und Lebensweise eine Mannigfaltigkeit auf, wie man sie auf so beschränktem Raume anderswo kaum wiederfindet.

Durch die topographischen und klimatischen Verhältnisse waren auch die Bedingungen für das wirtschaftliche Leben des Volkes gegeben. Es ist das Leben des Bauern und Hirten, das beim starken Überwiegen des Wiesen-, Weiden- und Alpengeländes sich bis in die neueste Zeit vor allem aus der Groß- und Kleinviehzucht und der Milchwirtschaft ernährte. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Bodens ist dem Ackerbau gewidmet. Begünstigt durch klimatische Verhältnisse aber reicht er in manchen Tälern in hohe Lagen hinauf, ein Stück weit begleitet von Gemüsebau, spärlichem Obstwuchs und Weinbau. Bis in die neueste Zeit ist die bündnerische Landwirtschaft in ihrer Entwicklung gehemmt worden durch das zähe Festhalten des Volkes am Althergebrachten, sowie auch durch alte Weidrechte, welche den Grundbesitzern die freie Verwendung des Bodens verunmöglichten.

Die Knappheit der einheimischen Produktion, ganz besonders an Getreide, sowie der Mangel an Salz führte zu periodischer Auswanderung und zu bescheidenem Handel mit Vieh, Molkereiprodukten und Holz, seit der Zeit, wo das Land durch die römische Eroberung in die weltgeschichtlichen Beziehungen heineingenommen worden war. Jetzt konnte die Bevölkerung die Gunst der geographischen Lage ausnützen, sich am Güteraustausch und am Personenverkehr zwischen dem Norden und Süden beteiligen, der den an den Verkehrslinien angesiedelten Bewohnern eine ergiebige Verdienstquelle eröffnete. Vielfache Anstrengungen im Bergbau dagegen blieben ohne Erfolg. Ein dauerhafteres wirtschaftliches Gedeihen war den meisten Badeorten beschieden, deren Mineralquellen durch alle Jahrhunderte Zuspruch fanden und von denen einzelne Berühmtheit erlangten. Mit der Entdeckung der alpinen Naturschönheiten im 18. Jahrh. hub dann jene Entwicklung an, die in der Folge auch in Graubünden zu dem ungeahnten Aufschwung des Reise- und Fremdenverkehrs führte.